

Für die Jugend.

Innerlich schön.

Von Otto Soubron.

Eine Gesellschaft von fünf Mädchen stieg in den zum Park fahrenden Straßenbahnwagen. Sie waren alle jung und gehörten augenscheinlich reichen und gebildeten Familien an, da sie eine „gebildete“ Konversation führten. Jede führte einen eleganten, wohlgefüllten Frühstückskorb mit sich; jede trug einen eleganten Frühlingsschmuck. Augenscheinlich führten auch sie zu einem Frühjahrs-Bic-Nic im Park. Sie schienen sehr wohlgenutht und lebenswichtig zu sein, bis der Wagen wieder anhält und diesmal ein bleiches Mädchen von elf Jahren und ein kranker Knabe von vier Jahren einsteigen. Diese Kinder waren bürstig gekleidet und schauten kummervoll und doch erwartungsvoll drein. Führten sie auch zum Park? Das dachte wenigstens der ebenfallts im Wagen sitzende Herr, und das dachten auch die jungen Damen, denn eine von ihnen sprach naserümpfend:

„Ich glaube, diese zerlumpten Straßenkinder sind auch auf einer Exkursion.“

„Ich möchte nicht von Hause fort, wenn ich so aussehe. Möchtet Ihr?“ bemerkte eine andere.

„Wahrlich nicht! Aber der Gesichtsmal ist unbedeutend. Ich meine, es müßte besondere Straßenbahnwagen für die unteren Klassen geben.“

„All dies wurde mit halber Stimme gesprochen, aber der Herr hatte es gehört. Hatte es das Kind auch gehört? Er blickte auf das bleiche Gesicht und sah Tränen in den Augen. Dann blickte er auf die Gruppe feingekleideter Damen, welche von den armen Kindern so weit forttritten, als sie vermochten. Er war ärgerlich. Er fühlte ein Verlangen, ihnen zu sagen, daß sie eitel und herlos seien. Doch was ging's ihn an? Laß sie immerhin ihre kostbaren Kleider näher an sich ziehen, aus Furcht, dieselben möchten mit den Kindern der Armut in Berührung kommen! — Da veranlaßte ihn ein Ausruf der Mädchen hinauszuweichen.“

„Seht, da ist Jenny! Wohin mag sie sich begeben wollen?“

An der Ecke, am Straßenübergang, stand ein Mädchen, mit lieblichem Antlitz und winkte dem Kutscher, anzuhalten. Als sie einstieg, wurde sie von den Fünfteln herzlich begrüßt, und sie rückten zusammen, um Platz für sie zu machen. Dann folgte eine Menge Ausrufe und Fragen.

„Wohin gehst du?“ fragte die eine.

„Ach, welche hübsche Blumen. Für wen sind sie bestimmt?“ fragte eine andere.

„Ich bin unterwegs zu Frances Fint. Sie ist krank, nicht Ihr ja, und die Blumen sind für sie.“

So beantwortete sie beide Fragen zugleich, und als sie dann zur Wagenthür blickte, sah sie das bleiche Mädchen, welches sie nehmlich anschauten. Sie lächelte das Mädchen mit freundlich sanften Blicken an, erhob sich dann und ging, ohne Rücksicht auf ihr feines, seidenes Gewand und Glace-Handschuhe zu nehmen, zu den Kindern. Sie ließ die abgegrätzte Wange des Knaben mit einer Hand und fragte eifrig den Schwester:

„Der kleine Bursche ist krank, nicht wahr? Und er ist sicherlich dein Bruder, er schmeckt sich dir so an.“

Nur mit Mühe vermochte das Mädchen nach einiger Ueberlegung eine Erwiderung zu farnellen.

„Ja, mein Fräulein, er ist krank. Bobbie ist nie gesund gewesen. Ja, Fräulein, er ist mein Bruder. Wir gehen zum Park, um zu sehen, ob das Bobbie nicht wohl thun wird.“

„Das freut mich!“ sagte die Dame mit leiser Stimme, welche sonst niemand hören sollte. „Ich bin sicher, das wird ihm wohlthun; es ist da so hübsch, mit all den blühenden Frühlingsschmuck. Aber habt Ihr denn keinen „Lunch“? Bei einer so langen Fahrt solltet Ihr doch etwas zum Essen mitnehmen.“

Das kleine Mädchen erröthete.

„Ja Fräulein, das hätten wir wohl geschafft, Bobbies wegen; aber sehen Sie, wir hatten keinen „Lunch“ zum Mitnehmen. Nimm — das ist unser Bruder — er wißt Stiefel und verkauft Zeitungen — hat die Cente zusammen gespart, damit Bobbie vergißt, daß er hungert ist, wenn er in den schönen Park kommt.“ Standen Thränen in den Augen der lieblichen jungen Dame? Ganz gewiß, und gleich darauf fragte sie das Mädchen, wo sie wohnten, und schrieb die Adressen in ein Notizbuch, welches sie aus einem verlegenen Handtäschchen nahm. Auch der Herr schrieb die Adresse in sein Notizbuch, aber ohne daß es die junge Dame merkte.

Nachdem sie noch ein paar Straßen mit gefahren war, stieg sie aus, aber nicht, ohne daß sie den Kleinen etwas

zur Exkursion zurückgelassen hatte. Die Schwester des kranken Knaben hielt ein halbes Bouquet von Veilchen und Hyacinthen in der Hand und dieser selbst eine große Dose mit Confect, aus der er sich von Zeit zu Zeit bediente. Leise, aber innerlich jubelnd, flüsterle er seiner Schwester zu:

„Sie sagte, wir dürften alles essen, alles, wenn wir zum Park kämen. Deshalb war sie so gut und lieb zu uns? Sie nannte uns nicht zerlumpte Straßenkinder und fürchtete sich nicht davor, daß ihre Kleider die unfrieger berührten. Ja, und sie hat mich „Lieber Bobbie!“ genannt, das hat sie! Warum that sie das?“

Und die Schwester flüsterle zurück: „Ich weiß, weil sie so schön ist, wie ihre Kleider — innerlich schön, wißt du!“ Das dachte auch der Herr, welcher sich unbemerkt die Adresse der Kinder notirt hatte.

Am nächsten Tage suchte er die Kleinen in ihrer elenden Hütte auf. Jenny war schon dagewesen, mit ihrer Mutter, welche einem Wohltätigkeits-Verein angehörte und Jimmie, Lottie und Bobbie, welche bei einer armen, an das Bett gefesselten Tante wohnten, waren des Lobes über die Beiden voll. Die Kinder hatten sämtlich neue Anzüge an, als sie den fremden Herrn zu der kranken Mutter führten.

„Ja, ja, der Doktor sollte kommen. Auch Lebensmittel und Geld hatte sie erhalten.“

„Ja, ja,“ sagte die kranke Frau, „Lottie hat Recht, die ist gut und schön! Solche Schönheit ist selten!“

Der unvertraute junge Herr sagte, daß er der Doktor sei; und der Doktor war er auch; ein berühmter noch dazu. So kam es, daß die kranke Tante bald wieder gesund wurde und die Kinder die Schule besuchen konnten. Und so kam es auch, daß Jenny und der Doktor mit einander bekannt und ein glückliches Paar wurden.

Beide sind jetzt nicht mehr jung. Jenny aber ist immer noch schön — Innerlich schön!

Die Kindesliebe bei den Chinesen.
Aus einem chinesischen Kinderbuche übersezt.

1.
Es war einmal ein Mann, genannt Han. Als Junge war er oft ungeschick, und seine Mutter pflegte ihn dann mit einer Bambuswurzel zu züchtigen. Eines Tages weinte er, gegen seine Gewohnheit, laut auf, nachdem er seine Schläge bekommen hatte, und als die erstaunte Mutter ihn nach dem Grunde fragte, antwortete er weinend: „O Mutter, früher that mir's weh, wenn du mich schlugst; aber jetzt muß ich weinen, weil du nicht mehr stark genug bist, um mich ernsthaft zu schlagen!“

„Man möchte selbst weinen“, sagt der chinesische Verfasser, „wenn man diese Geschichte liest! Wer möchte nicht wünschen, die geliebte Waise Hand wieder zu fühlen und die liebe Stimme wieder reden zu hören, wär's auch nur um zu tadeln und zu züchtigen?“

2.
Ein Mann, Namens Li, war außerordentlich aufmerksam und pflicht-treu gegen seine Mutter. Sie war von Natur eine sehr erregbare Frau und fürchtete sich besonders schrecklich vor dem Gewitter.

Als sie gestorben war, begrub Li seine liebe Mutter in einem Gehölz; und so oft der Wind anfang zu brausen und ein Gewitter am Himmel drohte, lief er nach dem Grabe hinaus, kniete nieder und rief mit Thränen: „Ist bei dir! Fürchte dich nicht, Mutter!“

Tageanbruch.
Ein Windstoß kam vom Meer zur Nacht.

Der sprach: „Ihr Rebel, Blah gemacht!“

Dem Schiff er seinen Gruß entbot: „Fahr zu, mein Schwan, ins Morgenroth!“

Landeinwärts sauste er fodann, und rief: „Wacht auf, der Tag bricht an!“

Er sprach zum Walde: „Buh! dein König! deine grünen Wimpel aus!“

Und in den Hof hinein: „O Hahn, Stoch in dein Horn, der Tag will nah'n!“

Des Vögels Fittig rührt er an, und sprach: „Wacht auf und sing' im Tann!“

Er flüsterle zum Korn im Hag: „Weiß dich und grüß' den jungen Tag!“

Er schob wohl um den Glodenturm: „Wacht auf, o Glocke, läute Sturm!“

Doch leis' am Friedhof jag er dort, und seufzt: „Noch nicht! Schlaf ruhig fort!“

H. W. Longfellow.

berckschlag, den sogenannten Kesselfein, aufwies. Er berichtete dementsprechend an seine Behörde: „Kesselfein war nicht vorhanden.“ Nicht wenig erhaunt und erbeitert war jedoch die Direktion der betreffenden Fabrik, als ihr wenige Tage darauf ein amtliches Schriftstück zuging, das die Aufforderung enthielt: „Zehrender Kesselfein ist binnen acht Tagen zu beschaffen!“

Der blinde Passagier.

Von Georg Persich.

Der alte Steenhop behauptete, daß es wohl kaum einen Kapitän gebe, der nicht einmal einen blinden Passagier auf seinem Schiff gehabt hätte. Die größten Schlauföpfe würden von ihnen hinter's Licht geführt, und wenn man im Hafen auch noch so scharf Musquid halten ließ — es schlüpfte doch mal einer an Bord und läme zu allgemeinem Hallo erst zum Vorschein, wenn man auf hoher See wäre und an Umkehr nicht mehr denken könne.

„Wie die Ratten vertrieht sich die Bande“, sagte er. „Und glaubt mir, Kinder, es sind Jüngelchen darunter — oha! Die sollte man lieber gleich kopfüber in den großen Kessel schmeißen. Aber das ist unerschicklich und ist auch von Rechts wegen verboten.“

Meinen ersten blinden Passagier erlebte ich als junger Kapitän. Er hatte sich in Kapstadt auf meinen Dampfer geschmuggelt und wollte per Freibillet die Fahrt nach Old England mitmachen. Es wäre halb schiefl gegangen. Zwischen Kisten und Pöden hatten sie ihn im Laderaum beim Verkaufen so fest eingeteilt, daß er erst nach zehn Tagen einen Ausgang fand. Der ganze Aert war nur noch Haut und Knochen und konnte kaum auf den Beinen stehen. Wochen hat's gedauert, bis er wieder menschlich aussah. Und weil er so jämmerlich und auch sonst kein übler Bursche zu sein schien, nahm ich mir vor, ihn drüber laufen zu lassen und nicht an die Polizei auszulieferen. Er hot's aber gar nicht abgemart, sondern ist von selber gelaufen. Hatte auch guten Grund, sich schnell unsichtbar zu machen! Wie ich nämlich später erfuhr, war's ein ausgemittelter Sträfling, für den sie am Kap die hantene Halsbinde schon zurechtgelegt hatten.

Die Nummer Zwei hab' ich nach langen Jahren getroffen — hatte schon graue Haare. Es war auf 'ner Reife von New Orleans nach Havre. Wir waren vor'm Kanal angelangt, als der Steuermann meldete, daß die Mannschaft 'nen blinden Passagier aufgestöbert habe.

Ich ließ ihn mir gleich vorführen. Ein Strolch war's — ein Gaingevogel — zerlumpt, schmierig und frech!

Ich habe ihn nicht übermäßig höflich begrüßt, 's war doch auch wahrhaftig kein Anlaß danach — aber was erwiderte mir der Battron?

„Kapitän, ich bin ein Gentleman und wünsche, als solcher behandelt zu werden.“

Ein vollendeter Gentleman seid Ihr,“ sagte ich, „und sollt behandelt werden wie Ihr's verdient. Aber erst das Rationale. Notizen Sie, Steuer-mann! Der Name?“

„John Smith, amerikanischer Bitter.“

Wir mußten lachen.

„Der wiederelte John Smith in den Vereinigten Staaten?“

„Der achtmalshunderttausendneunhundertunddreißigste“, gab er ohne Beinnen zurück, als handle es sich um die Beantwortung einer ernsthaften Frage.

„Und wo und wann geboren?“

„In Jamestown in Wisconsin im Jahre des großen Hurricans, wobei der letzte Büffel am Michigan das Lebenslicht ausgepufft wurde.“

„Er will seinen Witz mit uns machen“, ginstete sich der Steuermann und hielt dem Burschen die Faust unter die Nase.

„Nicht, Mister!“ rief ihm der und blinzelte mit den Augen. „Ich bin Preisbörser und schlage mit zwei Fieben dem härtesten Mann alle sieben Rippen ein.“

Der Steuermann wollte es darauf antommen lassen, ich unterfragte aber alle gegenseitigen Liebtögen.

„Sie werden eingelocht werden“, erklärte ich dem Gentleman und Preisbörser kurz, „und ich empfehle Ihnen, sich zu fügen. Sonst lasse ich Sie in Eisen legen und, wenn's Noth thut, trumm schliehen.“

Er grinste.

„Woll, aber ehe Sie mich einsperren, Kapitän, möchte ich ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen reden.“

Ich wollte erst nicht, da er aber bat und bot, ließ ich den Steuermann hinausgehen.

„Kapitän“, meinte nun mein Gegenüber, als wir allein waren, „ich liebe die Freiheit, liebe sie so sehr, daß Sie sie mir nicht nehmen sollten!“

„Es bleibt dabei!“

„Om — es ist auch von wegen — ich möchte nicht gern lebendig gebraten werden, Kapitän.“

War das ein Jersinniger?

„O — hier oben ist Alles in Ordnung!“ versicherte er, meine Gedanken errathend, und tippte mit dem Zeigefinger gegen die Stirn. „Sie sollten mir schon glauben, Kapitän, sonst — sonst könnten Sie auch lebendig gebraten werden!“

Zweifelloos ein Verdrücker!

Ich machte Miene, den Steuermann wieder hereinzurufen. Er betrat mit dem Weg.

„Kapitän, was ich sagte, ist weder Tollheit noch 'n Späß. Und es ist auch ebenso wahr, daß ich nicht der einzige blinde Passagier auf Ihrem Steamer bin.“

„Was?“

„Es sind außer mir noch zwei drauf!“

Ich erschrak nun doch.

„Noch zwei? Und wo?“

Er grinste wieder.

„Die sind gut aufgehoben, Kapitän, sehr gut. Aber heraus kommen möchten sie trotzdem. Sie trauen sich nur nicht.“

„Wir werden ihnen nachhelfen!“ drohte ich.

„Wird nichts nützen, Die sind nicht 'mal auszufschwefeln, so haben sie sich vertriehen. Weil sie aber möglichst glatt an Land wollen, haben sie mich beauftragt, auszufundschaffen, was Sie für 'n Mann sind, Kapitän. Ob sich mit Ihnen vernünftig reden läßt oder nicht.“

„Eine haarsträubende Frechheit! Das mir — auf meinem Schiff!“

„Ausserordentlich schmeichelt für mich“, lautete meine Entgegnung, „daß Sie und Ihresgleichen freundschaftlich mit mir verhandeln wollen. Ich kann die Zeit nicht erwarten, wo ich das seltsame Vergnügen haben werde; darum sollen meine Matrosen die Herren herbeibitten, und zwar mit Tauenden.“

„Kapitän“, sprach er da fast feierlich, „vor einer halben Stunde finden Sie meine Kameraden bestimmt nicht. In längstens einer Stunde wollten sie aber Nachricht von mir haben, und wenn diese ausbleib, sollte es bedeuten, daß mit Ihnen nichts anzufangen sei. Eine halbe Stunde ist um — reichlich.“

„Und wenn die ganze um ist?“

„Die Ladung besteht aus Baumwolle und Del!“

„O, ihr Schurken! Wolltet ihr etwa Feuer anlegen?“

Jetzt streckte ich dem Burschen beide Fäuste unter die Nase.

Er rührte sich nicht.

Jeder Augenblick war kostbar. Die gefährlichen Gefellen unten im Schiffsraum in einer halben Stunde finden zu wollen, war thatsächlich aussichtslos, es war auch kaum fraglich, daß sie ihr Vorhaben sofort ausführen würden, sobald sie diese Bemühungen bemerkten. Was hatten sie denn zu verlieren außer ihrem bischen jämmerlichen Dasein? Bei mir standen mein schönes Schiff, die werthvolle Ladung, stand eine große Anzahl Menschenleben auf dem Spiel! Die Mannschaft und einige fünfzig Passagiere, die sich meinem Dampfer für die Europareise anvertraut hatten! Ihre Sicherheit mußte mir über Alles gehen. Ich zwang mich deshalb zur Ruhe.

„Also freie Ueberfahrt wollt Ihr haben?“

„So ist es, Kapitän.“

„Run gut, ich werde mir's überlegen.“

„Wir landen aber wahrscheinlich schon morgen!“ wandte er ein.

„So sollt Ihr bis heute Abend Bescheid haben.“

Er war noch nicht zufrieden.

„Sagen wir in spätestens drei Stunden.“

„Meinethalben! Aber wie erfahren's die beiden im Schiffsraum?“

„Durch ein verabredetes Signal. Es ist Alles vorgehen. Aber Ihr Wort, Kapitän, daß Sie vor Ablauf von drei Stunden nichts gegen uns unternehmen werden!“

Ich versprach's.

„Darf ich jetzt das Zeichen geben?“

Ich begleitete den ehrenwerthen Herrn selbst hinunter in den Schiffsraum, indem ich dem verwundert dreinschauenden ersten Steuermann bedeutete, daß ich mir den Ort zeigen lassen wollte, wo jener sich verborgen gehalten.

Unten angekommen, entlodte John Smith einem Pfeischen drei langgezogene, schrille Töne.

Das würde verstanden werden, sagte er.

Dann folgte er mir wieder auf Deck.

Es war regnerisches Wetter, und die Reisenden hielten sich fast sämtlich in den Kajüten auf.

So war der ungewöhnliche Vorfall hoffentlich ohne unbedequate Zeugen geblieben.

Ich führte meinen interessanten Passagier nach einer leeren Kabine in der Nähe der meinigen, ließ ihm zu essen geben und schloß in ein.

Drei Stunden zerbrach ich mir nun den Kopf, was zu beginnen sei. Es widerstrebte mir, mich einschüchtern zu lassen und den Schuft zu Willen zu sein. Auf der andern Seite stand fest, daß ich Passagiere und Mannschaft nicht einer Gefahr aussetzen durfte, die ich abzuwenden vermochte. Den kleinen Burschen hatte ich den drei sauberen Gentlemen schon gereicht, mit schwerem Herzen wurde ich mir bewußt, daß ich ihnen die ganze Hand nicht vorenthalten konnte.

John Smith schloß den Schlaf des Gerechten, als ich nach Ablauf der Frist keine Kabine betrat. Er lag in der Kojie und schnarchte. Als er gewedt war, hörte er meine Antwort wie etwas Selbstverständliches an.

Ich hätte ihn doch am liebsten trumm schliefen lassen.

„Ist recht von Ihnen, Kapitän“, belobte er mich mit der kaltblütigen Unverschämtheit, die einen zur Wuth reizen konnte, „man muß immer human sein gegen seine edlen, aber armen Mitmenschen!“

„Holen Sie Ihre Kumpane!“ schrie ich ihn an. „Sie werden zusammen diese Kabine benodnen, bis wir vor Anker gegangen sind. Dann scherzen Sie sich —“

„Zum Teufel!“ ergänzte er trocken.

„Sagen Sie nur noch gültig Ihren Namen auf diesen Zettel, damit ich meine sehr argwöhnischen Freunde vollkommen beruhigen kann.“

Er reichte mir ein bereit gehaltenes Stück Papier: „Freie Passage von New Orleans nach Havre für John Smith, William Copper, Harry Bloomfield.“

„Hier ist die Unterschrift. Run aber —“

Er schüttelte den Kopf, als begriffe er nicht, weshalb ich so aufgebracht sei, steckte den Zettel in seine Hosentasche und verließ mit einem belebend wohlwollenden Seitenblick die Kabine.

Ich wartete, daß er mit Mr. Copper und Mr. Bloomfield zurückkehrte, wartete und wartete. Niemand kam. Sollten die Halunken sich eines andern bekommen oder sollten sie ihren verruchten Plan vorzeitig in's Werk gesetzt haben?

Die Unruhe trieb mich hinaus. Aber was war das? Die Thür war von außen verlockt.

Ich hämmerte aus Leibesträften dagegen.

Eine Ewigkeit verging, bis man aufmerkiam wurde und mich aus meinem Gefängniß befreite.

Das ganze Schiff wurde abgelucht — Kajüten, Zwischendeck, Mannschaftslogis, Laderaum und sogar die Funter. Stundenlang dauerten die Nachforschungen — nicht eine Spur — weder von John Smith noch von seinen Komplizen.

Wir kamen in Havre an, die Passagiere verließen das Schiff, die Ladung wurde gelöscht — — — Smith und Komforten waren und blieben vermisst.

Aber zwei Tage nach unserer Ankunft erhielt ich einen Brief aus Paris. Da schrieb mir Jemand mit verstellter Hand:

„Freundlichen Gruß und nichts für ungut, Mr. Kapitän! Danke Ihnen auf diesem Wege, daß Sie mich laufend Dollars haben gewinnen lassen. Harb bald nach unserer Abfahrt in New Orleans mit zwei Bekannten — Namen zu nennen verbietet Discretion — eine Wette eingegangen. Beide hielten es für unmöglich, daß heutzutage ein blinder Passagier unbedacht über den großen Teich kommen könnte. Ich erbot mich, Ihnen zu beweisen, daß gleich drei blinde Passagiere aus einmal das Kunststück fertig bringen würden. Verließ mich darauf, daß ich ein frisches Konkurrenz gemacht und ein paar Monate geschau-pielert habe. Entschieden Sie als Unparteiischer, Kapitän! Habe ich meine Rolle gut oder schlecht gespielt? Wie gefiel Ihnen meine Defamation? Wie war die Mimik? Wie das Kostüm? Möchten Sie so zufrieden damit sein, wie ich mit dem Honorar für das kleine Schauspiel! Nochmals Gruß und nichts für ungut! Ihr John Smith.“

Schah und Bahnhofspostier.

Als der Schah von Persien, der verstorbene Ruzaffer-er-din, das letzte Mal durch Dresden kam, passierte folgende hübsche Geschichte, die den Vorzug der Wahrheit hat. Es war bei der Abfahrt des Zuges, und der Adjutant des Schahs lief mit dem Ordenslästchen, aus dem er eifrig Löwen-, Sonnen- und andere Orden vertheilt hatte, auf den Zug zu. Da erblickte er einen stattlichen Mann in Uniform, dessen breite Brust fast unter der Ordensfülle verschwand. Diesen gewiß wichtigen Herrn hätte er beinahe zu bedenten vergessen. Rasch drückte er ihm einen Orden in die Hand, sprang in den Zug, und dieser setzte sich langsam in Bewegung. Der frisch Detorirte aber beschah sich den Orden, trat ans Coupe und rief dem Daonfahrenden nach: „Ach, Einzelnen, den hab' ich ja schon!“ Der stattliche Mann mit den vielen Orden war der frühere bekannte Porrier des Dresdener Böhmischen Bahnhofes, der den betreffenden persischen Orden schon bei einer früheren Schah-Durchreise erhalten hatte.

Das Schauerlichte.

Na, ja, meine Herren, diese Geschichten mögen ja alle sehr schauerlich sein, aber das, was ich einst erlebt habe, stellt alles in den Schatten. Alles, Herr Oberförster, auch das, was Sie von dem weissen Kuckse erzählt haben.

Es war am heiligen Abend vorigen Jahres. Meine Frau — ich war seit einem Jahre verheiratet — war noch einmal fortgegangen, um etwas zu besorgen. Draußen fing's an zu schneien, es wurde dunkler und dunkler; ich aber denke: du brennst nicht erst Licht an, sondern machst einsteilen Dunkelstunde, denn wenn deine Frau zurückkommt, zündest du gleich die Christbaumlitzen an. Ich siße also ruhig da und warte und warte; aber es schlägt dreiviertel, es schlägt sechs — meine Frau kommt nicht. Da — es hatte eben einviertel sieben geschlagen — geht die Hausthür. Ich taite mich vorsichtig nach dem Vorfall und öffne. Ein kalter Luftzug schlägt mir entgegen, ich höre das Raschen von Kleidern, es kommt näher und ich gebe meiner Frau einen herzhaften Kuß. Ein Schrei, der Fall eines Badetes; ich streiche schnell ein Zündholz an und — mir läuft's eistalt über den Rücken — denn wen habe ich gefischt? — Meine — — — Schwiegermutter!“

Gemüthlicher Haushalt.



Er: „Hier ist das Haushaltgeld, liebe Anna! Hast du denn auch den Küchensettel für diese Woche schon fertig?“

Sie: „Gewiß! Sechs Tage essen wir auswärts und am siebenten nehmen wir kalte Küche!“

Entschuldigung.
Birkh (zum Gaste): „Ach, nehmen Sie es mir nicht übel, daß zwei Pfiegen in der Suppe waren. ... sonst nimmt sie die Köchin immer gleich drauhen heraus, heute hat sie aber gar so viel zu thun!“

Kasernenhoffblüthe.
„Meier, sind Sie nicht als Zwilling geboren?“

„Wieso, Herr Korpora?“

„Nu, ich meine... Sie sind in Melem so ängstlich, daß man glauben muß, Sie haben sich gar nicht allein auf die Welt getraut!“

Start verheirathet.
„Sind Sie schon mal vom Blitz getroffen worden, Herr Registrar?“

„Ach erinnere mich nicht mehr.“

„Was, Sie erinnern sich nicht?“

„Nein, wenn Jemand zehn Jahre lang verheirathet ist, dann erinnert er sich nicht mehr an solche Kleinigkeiten!“

Ein Ausweg.
Hausbesizersgattin: „Wenn ich nur wüßte, wie man welche Ausgabe ich meinen neun Hut im Haushaltsbuch eintragen soll, damit mein Mann nichts merkt!“

Freundin: „Schreib' einfach: für Dachbedarben!“

Er auch.
A.: „Es ist doch ein kleiner Unterschied, wie man zu Berrögen kommt. Ich zum Beispiel habe mir das meine selbst erworben!“

B.: „Na, ich doch auch! Oder denken Sie vielleicht, ich habe meine Frau gestohlen?“

Unverdorren.
Gast: „Das sind ja nur Knochen, was Sie mir da gebracht haben!“

Wirtin: „Schadet nichts; wir haben a Hunderl, Herr Baron!“

Au!
Frau: „Was, nicht einmal toden können Sie?“

Mädchen (das Stellung sucht): „Nein, ich kann mich bloß für die kalte Küche erwärmen!“

Der belebte Piccolo.
Obersteller: „Sie, Piccolo, gehen Sie mal zu den Herrschaften im Besenstübchen; ich glaube, die wollen einen Kalbstopf.“

Piccolo: „Gehen Sie doch!“

Angewandtes Kitat.
„Es ist nicht rathlich, alles beim Alten zu lassen!“ sagte der Student und erleichterte die Kasse seines Vaters um einige Tausend.

Anerkennung.
Sträfling (in der Zelle eines neuen Gefängnisses): „Hein ist's da... wenn ich 'rauskomme... leg' ich mir gleich so ein Zimmerchen!“

Katzenkräuter.
Frau (zum neuen Dienstmädchen): „Ich will noch bemerken, daß die Behandlung bei uns sehr gut ist; Sie werden vollständigen Familienanschluß haben.“

Mädchen: „Schön! Und mein Schah auch?“

Immer derselbe.



Bedienter: „Herr Baron läßt Herrn Professor fragen, daß heute Nacht der Klein: Fritz gestorben ist.“

Professor: „Sagen Sie, ich lasse recht gute Beförderung wünschen, und ich komme heute selbst hin.“

Ein kleiner Irrthum.

Ein eigenartiges Mißgeschick hat kürzlich